Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 73 (1993)
Heft: 2

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Arthur Häny

Meinrad Lienerts Gedichte

Zur Neuausgabe des «Schwäbelpfyffli»[1]

Eine verdienstliche Edition

Es ist wohl nicht übertrieben, wenn man den Einsiedler Dichter *Meinrad Lienert* (1865–1933) als den bedeutendsten Mundartlyriker der Schweiz bezeichnet. Seine Gedichte sind so spontan, sie strahlen so viel echte Wärme und Freude aus, dass sie, nun neu herausgegeben, geradezu ein Lichtblick sind in der freudenarmen Gegenwartsliteratur. Seine Wärme ist mit viel Anmut und Schalk gepaart, und anderseits schliessen die Gedichte auch Sorge, Kummer und Trauer mit ein, so dass man sie durchaus keiner seichten Idyllik bezichtigen kann. Meinrad Lienerts Welt ist zwar eng – sie erstreckt sich von Einsiedeln und Iberg bis an den Zürichsee; doch kompensiert er diese Enge durch eine beispielhafte Einfühlung in seine Heimat. So hat er denn sein Bestes in *Mundart* gegeben.

Zwar hat er auch schriftsprachliche Prosa geschrieben, aber seine eigentliche Domäne ist denn doch das Gedicht. Zwei Germanisten aus Freiburg i. Üe., *Walter Haas* und *Bernadette Kathriner,* haben nun das lange vergriffene lyrische Hauptwerk, das *«Schwäbelpfyffli»* – der Dichter übersetzt den Ausdruck mit *«Schwegelpfeiflein* (Querpfeife)» (1, 34) – in drei Textbänden und einem Apparat-Band neu herausgebracht. Die Aufgabe, die sie sich stellten, war nicht leicht, vor allem birgt die Orthographie recht heikle Probleme. Aber auch wenn einiges an den getroffenen Lösungen auszusetzen ist, überwiegt bei weitem die Freude, diese liebenswerten Gedichte neu aufgelegt und der Vergessenheit entrissen zu sehen.

Lienert schreibt einen urchigen Einsiedler- und Iberger-Dialekt, der nicht nur für Linguisten, sondern auch für Volkskundler interessant ist; denn die ganze ländliche Welt von anno dazumal lebt wieder auf in diesen Versen: das Bauernhaus vom *«Guggehüürli»* (der Dachkammer) bis zum *«Ofehok»* (dem Ofensitz); die Jahreszeiten vom *«Lanzig»* (Frühling) bis in den Winter; und immer wieder lässt sich der Dichter von den jungen Mädchen bezaubern, den Mädchen mit ihren *«chnistbloen»* (tiefblauen) Augen und leuchtenden *«Rystetschüüppline»* (Blondschöpfen).

Was nun die Orthographie betrifft, so hält sich die Ausgabe grundsätzlich an Lienert selbst. Eine ganz lautgetreue Fixierung des Dialekts hätte der Lesbarkeit vielleicht geschadet. Nur schon die Dehnungsdiphthonge von lang a, o und e schaffen Probleme. Lang a und o werden nämlich im Einsiedlerdialekt zu ou diphthongiert; lang ö wird zu öü, lang e zu ei: *«rout»* steht da für *«rot»*, *«röüter»* für *«röter»*, *«Schnei»* für *«Schnee»*. (Der zweite Vokal des Diphthongs wird schwächer gesprochen). Der Dichter selbst trachtete natürlich danach, auch jenseits der Innerschweiz gelesen zu werden, und suchte darum das Schriftbild zu vereinheitlichen und zu glätten und auch dem Hochdeutschen etwas anzunähern. Dabei unterliefen ihm freilich Inkonsequenzen. Zum Beispiel schreibt er denselben Langvokal einmal einfach und gleich darauf doppelt:

«D' Fraid gfund im ne Chrättli Rum,
Ds Laid i allne Toble chuum.» (3,65)

Oder er schreibt lang i einmal als y, dann als i: *«ikauft sy»*, «eingekauft sein» (2,144) oder er reimt *«sy»* auf *«hi»* (2,100).

Auch versieht er gelegentlich eindeutige Kurzvokale mit einem Dehnungs-h: *«Es hed si neime grohdt!»* (2,138)» «Es hat sich irgendwo geregt». In solchen Fällen hätte man korrigierend eingreifen dürfen.

Ein anderes Problem bilden die *Worterklärungen:* zahlreiche Lienert-Vokabeln sind heute nicht mehr verständlich. Die Herausgeber haben auf des Dichters eigene Verhochdeutschungen zurückgegriffen, obwohl sie sich über *«den recht zufälligen Charakter der Lienertschen Worterklärungen»* (4,20) anscheinend im klaren waren. Hier und da ist sogar ein offensichtliches Versehen mit übernommen worden (z. B. *«geschumpfen»* statt *«geschimpft»* 3,167). Zum Glück hat Bernadette Kathriner in vielen Fällen genaue zusätzliche Erklärungen notiert. Aber es bleiben doch viele Ausdrücke, die der heutige Leser nicht mehr versteht. Hätte man nicht in einem *Glossar* den spezifischen Wortschatz aufarbeiten müssen? Dass das nicht geschah, ist sehr verzeihlich; es hätte die ohnehin aufwendige Arbeit geradezu verdoppelt.

Heile Welt?

Dieser Dichter lässt seinen Gefühlen freien Lauf, ja die Gedichte *leben* von seinen Gefühlen. Er dichtet nach dem Motto von Egmonts Klärchen: *«Himmelhoch jauchzend / Zum Tode betrübt / Glücklich allein / Ist die Seele, die liebt.»* Darum ist er schon früh als *«Meisterjuzer»* gefeiert worden.

Es ist selten etwas Dümmeres behauptet worden als das: nach Auschwitz dürfe man keine Gedichte mehr schreiben. Denn erstens hat es das Böse,

auch in seinen radikalsten Formen, schon immer gegeben. Und zweitens gehören nicht nur Dramatik und Tragik, sondern auch Sehnsucht, Innigkeit und Schalk zum Wesen der Dichtung. Man spottet allzugern über die «heile Welt» der einstigen Mundartdichter und scheint nicht zu bemerken, dass es sich auch bei der heute gängigen Schwarzmalerei um eine Mode handelt. Und was Meinrad Lienert betrifft: auch er lebte nicht nur an der Sonnenseite.

Fahrt öppe nachts dr Föihn um d'Höif,
Chönd us mym Gmüet, wie dunkel Schöiff[1]*,*
Äs Ghüti[2] *Sorge, Rü und Leid.*
I trybe s'tschupplewys[3] *uf d'Weid*
Si weided jedre Döirhag[4] *ab;*
Si grased über Grien[5] *und Grab,*
Und won im Gras äs Schlängli schlycht,
Si weide zue und wän's au sticht.
Gsehnd s' neime äs Bluetigelloch,
Ist's Wasser Gift, si trinked's doch.
Wän äntli dä dr Morged chunt
Und's heitered jeddwedri Stund,
Sä tueni[6] *d'Schöiffli wider i*[6]*.*
Es wird wohl keis vertloffe sy. 2, 268

[1] Schafe
[2] eine Schar
[3] scharenweise
[4] Dornenhecke
[5] Kies
[6] treibe...heim

Also auch seine Sorgen sind dem Dichter treu geblieben über Nacht! Keines der «dunklen Schafe» ist ihm abhanden gekommen. Das tönt nicht eben idyllisch.

Doch zugegeben, es überwiegen die heiteren Töne. Voll Dankbarkeit weiss Lienert das Sonnenlicht zu rühmen, wenn es am Morgen über die Berge heraufkommt. Er liebt die *«Höchine»*, das Hochland der Alpweiden, wo er sich ungebunden und frei wie im Angesicht Gottes fühlt. Er liebt auch die *«Zemene»*, das Tiefland der Äcker, Wiesen und Gärten. Aber die Heimat wäre nicht Heimat ohne jenen Zauber, welchen die Mädchen und Frauen ausstrahlen. Zu dieser Bezauberung hat seine glückliche Ehe viel beigetragen.

Die *«heile Welt»* ist in keinem Fall eine fertige Gegebenheit; sie ist ein anzustrebendes Ideal, das sich im Masse unseres Strebens verwirklichen kann. Persönlich war Meinrad Lienert ein Mann des *Ausgleichs;* er hatte es auf die Versöhnung der Gegensätze abgesehen. In einer streng katholischen Gegend aufgewachsen, verleugnete er doch nie seine liberale Gesinnung. Und obwohl er ein frei empfindender Mensch war, befehdete er auch die Kirche nie; er hat sogar der Mutter Gottes manches Kränzlein gewunden. Das Parteiengezänk war nicht seine Sache. Darum gab er schon früh seine juristische und journalistische Tätigkeit auf und ist freier Schriftsteller

geworden – ein tapferer Entschluss, zu dem ihn auch seine Gattin ermutigt hat.

Ein Minnesänger

Es fällt auf, wie viele Gedichte der Liebe gewidmet sind. Da gibt es die *«Nachtbuebeliedli»*, die schildern, wie die jungen Burschen nach den Mädchen ausschwärmen und was sie dabei für Abenteuer bestehen. Das Gegenstück bilden die *«Plangliedli»*, welche die Sehnsüchte und Sorgen der Mädchen umschreiben. Hier das im Iberger Dialekt geschriebene Lied eines Burschen, der sich vorgenommen hat, *«i d'Maitli z gah»:*

Jetz wotti wider einist
Ächly i d'Maitli gah[1],
Und wott bi's Nachbers Rosli
Äs birebirebitzeli –
Äs bitzli understah.

[1] zu den Mädchen

Jä, Rosli, wysses Schnäggli,
Was deklist di scho zue?
Dä chaust mer wohl äs Schützli[2],
Äs birebirebitzeli –
Dys Lädeli uftue!

[2] ein Weilchen

Jä, Gspüslig[3]*, liebe Gspüslig,*
Es hed si neime grohdt!
Beit[4]*, bis dr Ätti dinne*
Äs birebirebitzeli –
Äs bitzli schnarchle wott.

[3] Liebster

[4] warte

Und wo dr Ätti schnarchlid,
Sumt ds Rosli gar nid lang,
Es trämpelid uf dr Stäge
Äs birebirebitzeli –
Äs bitzli au im Gang.

Und won äs dräht dr Zapfe[5]*, –*
Wer hed's das Häxli glehrt? –
Sä hed me die schwär Türe
Käs birebirebitzeli –
Käs bitzli gyxe ghöürt. (2, 138)

[5] den Türverschluss

Die Liebeslieder sind Meinrad Lienerts eigenste Domäne; mit der Innigkeit verbindet er etwas Neckisches und Zartes, und so möchte ich ihn einen

ländlichen *Minnesänger* nennen. Gewisse anmutig verspielte Gedichte kommen mir wie eine rustikale Variante des Rokoko vor. In seinem Gedicht *«Liebhaber in allen Gestalten»* hat *Goethe* sich einst in viele Wesen hineingedacht, die allesamt der Geliebten dienen; dem lässt sich zwanglos das Gedicht «I wett, i wär 's Chopfchüsseli» (2,20) an die Seite stellen, wo sich der *«Nachtbueb»* in das Kopfkissen, das Spiegelchen, das Weihwassertröglein, das Kätzchen und die Wanduhr seiner Liebsten hineinversetzt.

Bis ins Alter bringt der Dichter die innere Jugend auf, die sich vom Schönen bezaubern lässt. Er meidet nicht immer das Derbe; als Mundartdichter kann er das gar nicht. Aber ganz bei sich selber ist er doch eher dort, wo er die zärtlichen Töne anschlägt. Seine Gefühle sind ungebrochen: was die Liebe zur eigenen Herkunft betrifft, zu Eltern und Voreltern, zur ganzen Schweiz – da kennt er kein Wenn und Aber. Auch seine Burschen und Mädchen lieben rückhaltlos. Wo das Feuer der Liebe ausbricht, soll nicht gleich die Feuerwehr zur Stelle sein:

I wil aber keini,
Wo, goht si zuem Tanz,
Wil ikauft sy vorhar
I d'Füürassekranz [1].

[1] Feuerversicherung

Entweder si mag mi,
Dä pfyft si uf d'Lüt
Und sait: Liebe Chrusel,
Mach mit mer was d'witt!

Mit dir wili's bläbe,
Und gang's mer wie's well.
Gang's mit dr i Himel,
Gang's mit dr i d'Hell! (2,144/145)

Immer wieder hat der Dichter solch muntere Lieder geschrieben, aber in manchen anderen nähert er sich dann doch jenem Land *Resignatio,* von dem Gottfried Keller gesagt hat, es sei keine schöne Gegend. Die tiefe Verunsicherung, die er am Ende des Ersten Weltkriegs empfand, als das deutsche, österreichische und russische Kaiserreich zusammenbrachen, wird fassbar in den Versen der *«Chaiserstadt»* (3,133–135), einem grossartigen Gedicht, das ich Johann Peter Hebels *«Die Vergänglichkeit»* an die Seite stellen möchte. Die Vision der toten Könige im Dom, die sich aus ihren Gräbern erheben und aus deren Schwertern ein Meer von Blut strömt – das ist Mundartlyrik von grossem Format!

Freilich, Meinrad Lienerts Welt ist eine vergangene Welt. Aber was schadet ihr das? Nur Eintagsfliegen meinen, das Heute sei alles. Wir sollten

es halten mit ihm, wie er es selber mit jenen hübschen Mädchen gehalten hat, deren Anblick er noch im Alter wie Sommerwind und Sonnenschein empfunden hat:

O Hergguless, ist das äs Chind!
Keis asligs ist meh ume.
Gschaut's eim, isch eim, dr Summerwind
Tüeg eim um d'Bagge flume[1].

[1] flaumen, leise wehen

Äs luegt eim wien äs Läubli a,
Voll zündchnistbloe[2] *Trube*
Wie's Schybli, wo nie fasse cha
Gnueg Sunne i sy Stube.

[2] leuchtend blau

Do wird's dänk niemer Wunder näh,
As d'Buebe no em trachted,
Ihm tags wend Arfle[3] *Schmützli gä*
Und Bänne[4] *voll wän's nachted.*

[3] Armvoll, Haufen
[4] Schubkarren

Do wird's dänk wohl nüd anders sy,
Wän üsreim no em äugled
Und um nes Aug voll Sunneschy
Demüetig byn em fröigled.

Mi weisst, wie wohl der Ofe tuet,
Wän's wintre wil und chalted.
Wie erst eim's Sünnele tuet guet,
Weisst där dr best, wo alted. (3, 51)

[1] Meinrad Lienert, 's Schwäbelpfyffli, 4 Bände in Kassette. Herausgegeben von Walter Haas und Bernadette Kathriner. Veröffentlichung der Meinrad Lienert-Stiftung in der Edition 91, Schwyz 1992.

«Dieses Buch ist aufrichtig»

Montaignes Essays. Neuausgabe der deutschen Übersetzung von Johann Daniel Tietz

Die Neuausgabe der ersten deutschen Übersetzung der Essays des Michel de Montaigne hat mich in den Tagen zwischen Weihnacht und Neujahr, da man die Lesestunden ohne jede Unterbrechung zusammenhalten kann, erneut mit diesem einzigartigen Werk zusammengeführt. Nicht dass die Zeit ausgereicht hätte, den ganzen Montaigne zu lesen, aber doch längere Abschnitte,

«Hauptstücke», wie sie bei *Johann Daniel Tietz* heissen, der das berühmte Werk des Franzosen in erstaunlich kurzer Zeit als erster ins Deutsche übertrug.

Erstmals erschien seine Übersetzung bei Friedrich Lankischens Erben in Leipzig in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Johann Daniel Tietz, der 1729 in Westpreussen geboren ist und als Professor der Mathematik und der Physik in Wittenberg während vierzig Jahren lehrte, muss ein Polyhistor gewesen sein. Neben naturwissenschaftlichen und philosophischen Schriften weist seine Publikationsliste ein deutsch-holländisches Wörterbuch und mehrere Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen auf, darunter Rousseaus Abhandlung über die Frage, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste etwas zur Läuterung der Sitten beigetragen habe. Als er Montaignes Essays übersetzte, war er 23 Jahre alt. Die Arbeit soll er innerhalb eines Jahres bewältigt haben. Tietz starb 1796 in Wittenberg. Einer seiner Rezensenten, als sein Montaigne erschien, war sein Altersgenosse *Lessing*, der – offensichtlich in Kenntnis des Originals – die Schwierigkeit der Aufgabe erwägt, die Montaignes Französisch dem Übersetzer stellt. Er hält Tietzens Leistung für lobenswert und preist sie an. Von Montaigne aber sagt er, er sei von zu vielen gelobt worden, als dass wir uns noch diese unnötige Mühe machen dürften. Immerhin hält er ihn für *«einen der vornehmsten französischen Schriftsteller»*.

Tietzens Übersetzung galt lange als verschollen, nachdem sie nicht wieder aufgelegt worden war. Ende des 18. Jahrhunderts legte *Johann Joachim Bode* eine eigene deutsche Version vor, der grosser Ruhm beschieden war, obgleich sie viele Missverständnisse und – nach dem Urteil von *Herbert Lüthy*, der 1953 eine Auswahl der Essays in eigener Übersetzung herausgab, – *«viele hausbackene teutsche Spässchen und Schnörkel»* aufweist. Aber das Werk von Johann Daniel Tietz war eben nicht verschollen, und 1992 erschienen in Zürich, in einer vollständigen und dem Original getreu folgenden Neuausgabe in drei Bänden, die *«Essais (Versuche)»* nebst des Verfassers Leben nach der Ausgabe von *Pierre Coste* ins Deutsche übersetzt von Johann Daniel Tietz. Die Redaktion dieser Neuausgabe besorgte *Winfried Stephan*[1].

Auch wer von Montaigne wenig kennt, kennt seinen Vorspruch an den Leser, der bei Tietz so beginnt:

«Dieses Buch ist aufrichtig, geneigter Leser. Es erinnert dich gleich anfangs, dass ich mir dabey keine andere, als eine Privatabsicht, vorgesetzt habe. Ich habe dadurch weder dir zu dienen, noch mich berühmt zu machen gesucht. Meine Kräfte sind zu einem solchen Unternehmen nicht hinreichend. Ich habe dasselbe insbesondere meinen Anverwandten und Freunden zum Dienste gewidmet: damit sie, wenn sie mich eingebüsset haben, (welches bald geschehen wird), darinnen einige Züge von meinen Umständen und meiner Gemüthsart wiederfinden können, und durch dieses Mittel das Andenken des mit mir gepflogenen Umganges desto vollkommener und lebhafter erhalten.»

In der Tat ist der Verfasser der Essays in seinem umfangreichen Werk nicht nur seinen Verwandten und Freunden durch dieses Buch in lebendiger Erinnerung geblieben; Jahrhunderte sind inzwischen verstrichen, und durch die Neuausgabe des Tietz ist Montaigne wieder einmal mit seinem aufrichtigen Buch unter die Leute getreten. Die Bescheidenheit freilich, mit der er seine

schwachen Kräfte als Grund dafür vorschiebt, dass seine Absichten nicht auf Ruhm und Ehre des Schrifstellers zielten, kommt zumindest dem heutigen Leser nicht gar so aufrichtig vor. Denn was da nun über die Traurigkeit, den Müssiggang, die Standhaftigkeit oder das Gewissen abgehandelt wird, was Montaigne über das Nützliche oder das Ehrbare, oder die Ehre und den Hochmut und überdies darüber schreibt, dass unsere Empfindungen niemals gänzlich rein seien, geht weit über die Formulierung schlichter Meinungen eines Privatmannes hinaus. Nur schon die Zitate aus griechischen und römischen Schriftstellern, mit denen er es nicht selten für unser Gefühl übertreibt und den Verdacht erweckt, er wolle seine Belesenheit und sein phänomenales Gedächtnis zur Schau stellen, sprengen den Rahmen von Aufzeichnungen zu rein privaten Zwecken. Und nicht selten finden wir in den Essays Gedanken formuliert, die zwar auf die natürlichste Weise aus dem Kontext hervorgehen, aber geformte und gehärtete Aphorismen sind. Ein paar Beispiele, wie sie *Pasquier,* ein früher Rezensent, gesammelt hat:

«Das gemeinschaftliche Vergnügen zwischen Mann und Frau muss eine gewissenhafte Wollust sein.»

«Unsere Religion hat keine bessere Stütze als die Verachtung des Lebens.»

«Das Alter erwecket mehr Runzeln im Verstande als auf dem Gesichte.»

«Viel Wissen gibt Gelegenheit, an vielem zu zweifeln.»

«Wir stellen uns eine Wahrheit nach dem Rathe und der Beschaffenheit unserer fünf Sinne vor.»

Was diesen letzten Satz betrifft, so führt Montaigne im 40. Hauptstück aus, *«dass der Geschmack an dem Guten und Bösen meistenteils auf die Meynung ankomme, die wir davon hegen».* Natürlich beginnt er seine Beweisführung mit dem Hinweis auf einen alten griechischen Schriftsteller, der gesagt habe, die Menschen würden von den Meinungen, die sie von den Dingen hegen, und nicht von den Dingen selbst gemartert. Das demonstriert er an Beispielen, um uns zu zeigen, wie wenig Chancen das Böse bei uns hätte, wenn wir es verachteten oder seine Existenz ganz einfach leugneten. Denn wenn dasjenige, was wir ein Übel nennen, gar keines ist, sondern nur durch unsere Einbildung diese Eigenschaft annimmt, so steht es schlicht bei uns selbst, es gänzlich zu verbannen.

Dieses Hauptstück übrigens ist ein Beleg für die schriftstellerischen Ambitionen, die Herr von Montaigne, seinen gegenteiligen Versicherungen zum Trotz, zu seinem Werk antrieben. Er beginnt nämlich alsbald damit, eine Reihe witziger Anekdoten zu erzählen, Geschichten von armen Sündern, die auf dem Gang zum Galgen oder zum Schafott ihre Spässe getrieben hätten, wobei er bewusst auch derbere Müsterchen nicht scheut. So berichtet er etwa davon, es habe einer, der schon den Hals in der Schlinge gehabt und dem der Richter in diesem äussersten Augenblick den Vorschlag gemacht habe, eine Hure, die im Publikum anwesend war, zu heiraten und damit sein verwirktes Leben zu retten, nachdem er gesehen, dass die Frau hinke, dem Henker zugerufen: *«Knüpfe auf, knüpfe auf, sie hinkt.»* Das ist vielleicht kein feiner Scherz, eher einer, der auf Breitenwirkung rechnen darf.

Indessen wendet sich der Autor nach diesen Abstechern in volkstümliche mündliche Überlieferung den ernsteren Seiten seines Themas zu. Wider den Tod, so nimmt er einen Einwand vorweg, mag Galgenhumor gerade recht sein. Aber gegen die Armut, gegen den

Schmerz, gegen Krankheit aller Art? Dem Tod mag man mit Seelenstärke und der verändernden Kraft des Bewusstseins entgegentreten, denn in dem Augenblick, da uns dies noch möglich ist, hat er noch nicht gesiegt. Aber es gibt Übel, die uns wirklich quälen und deren Realität nicht geleugnet werden kann. Hier nun greift der Autor in seinen Zitatenschatz und führt an, was die griechischen und römischen Schriftsteller und Weisen über die Leiden und Qualen und ihre Überwindung durch den Geist gesagt haben. Vor allem *Cicero* wird als Gewährsmann beigezogen, aber auch *Seneca, Augustinus,* ferner *Plutarch, Xenophon* und *Thales von Milet,* letzterer wenigstens nach der Überlieferung des *Diogenes Laërtius,* der seine Biographie geschrieben hat.

Dies ist ein Charakteristikum der Essays von Montaigne, dass sie sich auf Erkenntnisse und Weisheiten der Antike stützen, und zwar durchwegs auf solche, die literarisch formuliert sind. Und was uns daran vielleicht stören mag, weil es uns wie das Renommieren mit der verblüffenden Kenntnis nicht nur geflügelter Worte, sondern weniger bekannter Sentenzen vorkommt, spricht möglicherweise mehr gegen den Leser in kulturarmer Zeit als gegen den Autor. Denn dieser versichert sich schlicht der Zeugen für seine Meinung, und da er ein historisch und literarisch gebildeter Mann ist, macht es ihm keine Mühe, gleich mehrere davon für sich sprechen zu lassen. Aber er bewahrt sich auch die Freiheit, ihnen zu widersprechen oder ihre Aussprüche zu relativieren. Die literarische Überlieferung ist ein Erfahrungsschatz, mit dem er schaltet und waltet wie irgend ein glücklicher Besitzer mit seinem Gut. Er tut es übrigens nicht, um ein philosophisches System zu begründen oder eine Lehre zu verkünden. Die Themen, über die er sich mit dem Leser unterhält, sind so vielfältig und verschiedenartig, dass man annehmen muss, es sei ihm nicht auf strenge Sukzession der Gegenstände, sondern auf einen spielerischen Umgang damit angekommen. Falls sich in seinen Essays Widersprüche finden, was anzunehmen ist, so hat ihn das sicher nicht gestört. Denn Widersprüche sind menschlich. Indem wir in seinen Essays lesen, begegnen wir einem Menschen, der sich im grossen ganzen im Einklang mit der geistigen Tradition befindet, mit zurückhaltender Skepsis die leichteren und die schwierigeren Dinge bedenkt und dabei im Einklang auch mit sich selbst bleibt. Die Selbstdarstellung des Michel de Montaigne hat die Leuchtkraft einer rundum erkennbaren Persönlichkeit.

*

Diese Eigenschaft behält das Werk auch in der Übersetzung von Johann Daniel Tietz. Sie enthält, wie das Original aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, einen grossen Teil der Urteile und Kritiken, die über das Werk des französischen Landedelmannes vorlagen. Ausserdem finden sich da Briefe Montaignes, die Abhandlung des *Stephan de Boëtie* über die freiwillige Dienstbarkeit, ferner einen Abriss des Lebenslaufs Montaignes sowie ein Register, das Themen und Motive des Werks aufschlüsselt und gleichsam als «Konkordanz» benutzt werden kann.

Anton Krättli

[1] Michel de Montaigne, Essais (Versuche) nebst des Verfassers Leben nach der Ausgabe von Pierre Coste ins Deutsche übersetzt von Johann Daniel Tietz. Redaktion der Neuausgabe Winfried Stephan. 3 Bände. Diogenes Verlag, Zürich 1992.

«...ein verschwommenes Bewusstsein ihrer Schuld»

«Das Register», ein Roman des Österreichers Norbert Gstrein [1]

Wie soll man diesen Roman in Kürze vorstellen? Als einen Familienroman, zentriert um zwei gleich-ungleiche Brüder, einer der irritierende Doppelgänger des anderen? Als einen Dorfroman, in dem sich die Geschichte einer grossen Region (das in den Sog des Tourismus geratene Tirol) spiegelt? Oder als eine verkappte Liebesgeschichte, in der die Beziehung zwischen Mann und Frau (genauer: der Männer zu den Frauen) ein fast archaisches Gepräge erhält?

Wichtiger als diese thematischen Aspekte ist der formal-künstlerische. *«Das Register»,* der erste Roman von Norbert Gstrein, ist eine bewegende, mitreissende Erzählung – und ein erstaunliches Sprachkunstwerk. Man erinnere sich: schon mit seiner ersten, zu Recht erfolgreichen Erzählung *«Einer»* ist Gstrein aufgefallen als ein Autor, der mit Sprache eine ungewöhnlich dichte Atmosphäre zu evozieren versteht; sie spinnt den Leser gleichsam ein, aber ohne ihn zu vereinnahmen. Das geschieht auch hier, in diesem kunstvoll gebauten, aus einer ungewöhnlichen, fast ein wenig surrealen Perspektive erzählten Roman. In der Wir-Form reden (zumeist) die beiden Brüder, als ob sie «Einer» wären, einer mit zwei Gesichtern, zwei Namen, zwei Berufen: Vincent und Melchior, Skirennfahrer der eine, Mathematiker der andere. Als sie sich lange Jahre aus dem Weg gegangen sind, sehen sie, beide, beim ersten Zusammentreffen, wie ähnlich sie sich sind.

Scheinbar abseitig und doch von zentraler Wichtigkeit für Komposition und Schreibart des Buches steht, kursiv gedruckt und gleichsam quergestellt zum Ganzen, ein Text, der als «Regieanweisung» überschrieben und ebenfalls in dieser merkwürdigen Wir-Form geschrieben ist: als wollten die beiden Brüder ihr Leben in einem Film präsentieren. Eine verfremdete negative Poetologie ist da untergebracht, – als müsse der Autor sich in Erinnerung rufen, wie das Buch *nicht* geschrieben werden darf: Nicht schulmeisterlich nämlich, nicht oberlehrerhaft, auch nicht als ein *«möglichst aufgeklärtes, scheinaufgeklärtes Ich-weiss-dass-ich-nichts-weiss-Gehabe»*; ohne explizite kausale Verknüpfungen, ohne direkte psychologische Erklärungen.

Man merkt, da schreibt einer, der mit allen literarischen Wassern gewaschen ist, der sich – wie viele andere jüngere Autoren – in einer quasi-alexandrinischen Situation befindet, in der alle literarischen Techniken bereits erprobt, bestätigt und ad absurdum geführt sind. Gstrein erzählt vor dem Hintergrund einer differenzierten, wenngleich nur knapp formulierten Auseinandersetzung mit den bestehenden Stilarten und Haltungen; doch die Reflexion löst die Erzählung nicht auf; sie bleibt sparsam verwendete Unterbrechung. Der dichte Sprachkörper des Buches setzt Reflexion voraus, ohne sie anders als ausnahmehaft sichtbar werden zu lassen.

Zu den Autoren, von denen Gstrein gelernt hat, mit denen er sich auseinandersetzt, gehört ohne Zweifel Thomas Bernhard, dieser erstrangige «Prosalehrer» (Hermann Burger), auf den sich so viele der begabtesten Autoren beziehen.

2.

Nicht zufällig steht eingangs ein Motto aus *«Amras»* von Thomas Bernhard: *«Wie viele unserer Talente hätten wir zu erstaunlicher Grösse in uns entwickeln können, wären wir nicht im Tirol geboren worden und aufgewachsen.»* Das ist einer der klar und unverrückbar dastehenden, keinen Widerspruch duldenden Sätze des grossen Österreichers, einer der vielen Fixpunkte in dieser nach wie vor mitreissenden Überwältigungs- und Abrechnungs-Prosa.

Das Herkunftsland als lebenslange Behinderung: Diese Erfahrung (oder ist es eine Vorstellung, eine Fiktion, eine Vermutung oder gar eine Form der Selbstrechtfertigung?) gibt es auch in der Schweizer Literatur, vielleicht häufiger und eindeutiger als nötig und fruchtbar; beinhaltet sie doch eine permanente Versuchung, in Klage und Selbstrechtfertigung den bequemen Denkschablonen zu verfallen.

Vor dieser Gefahr ist Gstrein geschützt durch das in den «Regieanweisungen» formulierte Misstrauen gegen alles Explizite, gegen das Festlegen von Kausalitäten, gegen direkte Erklärungen. «Sein» Tirol ist (anders als Österreich im Werk Bernhards) kein kompakter, eindeutig zu bekämpfender Widersacher, sonder eher eine Atmosphäre, ungreifbar, aber omnipräsent; eine Atmosphäre, in der Archaisches und Modernes sich bis zur Ununterscheidbarkeit verbinden.

Archaisches: vor allem die Traditionen der katholischen Kirche, nicht in Glaubenssätzen und Symbolen, wie bei anderen Autoren aus dem österreichischen Raum, sondern eher als ein Klima, das alles durchdringt, eine Seelenlage, die Vorstellungen bewahrt, auch wenn der Kopf sich schon lange befreit hat. Und die Moderne: vor allem die Veränderung – um ein neutrales Wort zu brauchen und Begriffe wie «Reduktion» oder «Verschandelung» zu vermeiden – die Veränderung eines ländlichen, gebirgig abgeschiedenen, aber keineswegs idyllisch verklärten Gebiets durch den Tourismus und vor allem den Wintersport.

Das sind Aspekte der Moderne, die gerade für schweizerisches Publikum interessant sind und, in Verwandtschaft und Unterschieden, an Entwicklungen erinnern, die sich vor unseren Augen abspielen. Die differenzierte Darstellung Gstreins bewirkt, dass man – und «man», das ist in diesem Fall eine protestantische, in einem touristischen Berggebiet aufgewachsene Leserin! – das «Register» streckenweise liest, *«als wär's ein Stück von mir»,* und dann wieder als etwas ganz und gar Fremdes.

Die Familiengeschichte der beiden Brüder Vincent und Melchior erscheint als Beispiel und Spiegelung einer gesellschaftlichen Entwicklung, die generell in einer hinter Wohlstand und Lebensgenuss sorgfältig versteckten Ratlosigkeit und Sinnleere endet; sie ist der spezielle Fall, der das Allgemeine enthält und auch übersteigt. Das beginnt mit dem Grossvater der beiden Brüder, der Abenteurer und Patriarch zugleich war; Skilehrer von Hemingway soll er gewesen sein, so will es die Legende, und als Pionier der österreichischen Hotellerie wurde er bewundert und angefeindet, als einer der ersten, der die (deutschen) Gäste demütig bediente – und zugleich verachtete. Während eines Studienjahrs in Amerika entdeckt Moritz das Bild eines Indianerhäuptlings, versenkt sich in dessen Züge – weil er darin eine Ähnlichkeit mit dem legendären Grossvater sieht, der noch das Leben seiner Nachkommen überschattet.

3.

Als einen autobiographischen Roman wird man das Buch nicht lesen dürfen, auch wenn es nur aufgrund eigener Erfahrung geschrieben werden konnte und autobiographisches Material darin verarbeitet ist. Norbert Gstrein hat Mathematik studiert wie sein Alter ego Moritz, war wie dieser eine Zeitlang in Amerika, und den Weltcupfahrer Bernhard Gstrein gab und gibt es tatsächlich. Aber wenn im Buch die sportliche Karriere des Bruders thematisiert wird, dann hat das eine unersetzliche Funktion im ganzen Gefüge des Buches. Wie nirgends sonst lässt sich hier, an Aufstieg und Fall eines Spitzensportlers, der Einbruch der Moderne mit ihrem Erwerbs- und Erfolgsstreben in den ländlichen Raum zeigen, als die vermeintlich grösste Chance, von den Bergen hinab den Schritt hinauf in die grosse Welt und zum grossen Geld zu tun. Ein so klischeeverdächtiges Thema wie das Geschick eines Spitzensportlers darzustellen, das ist ein Artefakt auf hohem Seil. Gstrein meistert die Aufgabe glänzend, spart alles aus, was an Journalismus erinnern könnte (nicht einmal Innsbruck wird bei Namen genannt, es erscheint nur als «Landeshauptstadt», von den berühmten Weltcuporten nicht zu reden). Was bei einem anderen, einem weniger bewussten Autor ein deftiger Roman geworden wäre, macht er zu einer stillen Erzählung, und er enthält sich konsequent der besserwisserischen Attitüde des Intellektuellen; den ihm näheren Mathematiker-Bruder macht er nicht zum Gegenpol, sondern zum Doppelgänger des Sportlers auf anderem Gebiet. Und beide erscheinen am Ende als Gescheiterte: *«Wir hatten es weit gebracht, oder vielmehr, wir hatten es weit bringen wollen und waren abgesackt, abgesackt, noch bevor sich etwas tat.»* Als Gescheiterte erscheinen die beiden aber nicht, weil sie die grossen Ziele nicht erreichen (denn diese werden vom Autor als fragwürdig entlarvt), sondern weil sie, beide, nicht ins Leben finden. Sie gehen an sich selber und an den anderen vorbei in ein graues Niemandsland, und das dumpfe Gefühl der Schuld liegt auf ihnen.

4.

Einmal zeigt der Vater den beiden Brüdern das «Register», das dem Roman seinen zunächst befremdenden Namen gegeben hat. Es sind Listen, in denen er jahrelang alles notierte, was er für die Kinder ausgab, jeden Schilling, für Babynahrung und Kinderkleider. Als wollte er alles festhalten, für immer, was die Söhne schuldeten – *ihm* schuldeten.

Und tatsächlich ist Schuld, eine so unbestimmte wie lastende Schuld, ein wichtiges Thema des Buches, ein untergründiges, pochendes, drängendes Motiv. Freilich nicht eine Schuld, die abbezahlt werden kann, überhaupt keine richtig greifbare, und doch ein unwiderlegbares, im tiefsten wohl religiös begründetes Gefühl.

In einer ausnahmehaft kruden Szene wird eine Tierquälerei der Brüder beschrieben, – und daraus das dunkle Fazit gezogen: *«Und es war nichts, was blieb, oder ein verschwommenes Bewusstsein ihrer Schuld»*. Wäre Schuld also der Ersatz für Gefühlsleere, für mangelnden Kontakt mit dem Lebendigen schlechthin?

Es wäre gewiss falsch zu sagen, die gequälten und gemordeten Katzen seien ein Zeichen für die Frauen – die in diesem Buch nur am Rande vorzukommen scheinen und doch von grosser Bedeutung sind (man könnte die Geschichte

auch aus ihrer Perspektive erzählen). Aber das schwer lokalisierbare Schuldgefühl bezieht sich vor allem auf die Beziehung zu Frauen.

In einer Zeit, da Frauen tatsächlich einen ihnen angemessenen Platz in der Gesellschaft nicht nur suchen, sondern gelegentlich auch erhalten, ist es erstaunlich, befremdend und beeindruckend zugleich, wie sehr sie in diesem so authentisch wirkenden heutigen Roman als am Rande stehend dargestellt werden: geduckte Wesen, wie die Grossmutter oder die Mutter der Kinder, die neben den Ehemännern verschwinden – oder dann gelähmt in ihrer Bewegungslust und in ihren Plänen wie die beiden jüngeren Frauen, die Schwester der Brüder und ihre (gemeinsame!) Geliebte. Beide wollen sie fort – und beide bleiben sie, anders als die Brüder, im Dorf stekken. Es sind aber, noch einmal befremdlich, nur die Männer, nur die Brüder, die dafür zur Rechenschaft gezogen werden, und tatsächlich ducken sie sich unter dem Gefühl ihrer Schuld, die etwas mit der Gefühllosigkeit zu tun hat, welche die Buben eine Katze quälen liess, und mit der Leere, die sie empfanden danach. Das verfehlte, versäumte Leben ist, weit stärker als der verpatzte Erfolg, ein Grundmotiv dieses Buches, mit dem der Autor seiner früh erworbenen Reputation vollauf gerecht wird.

Elsbeth Pulver

[1] Norbert Gstrein, Das Register. Roman. Suhrkamp, Frankfurt 1992.

Ein verlorenes Paradies der geistreichen Konversation

«Europäische Salons» von Verena von der Heyden-Rynsch [1]

Der Salon vergangener Jahrhunderte, dieser Kultort der Geselligkeit auf höchstem Niveau, wo die erlesensten Geister sich um eine Frau versammelten: das ist gewiss ein Thema, das heute breite Kreise zu interessieren vermag. Zunächst durch den Umstand, dass hier eine Frauenkultur vorliegt, wie man sie sich einflussreicher kaum vorstellen kann; dass ganz ohne die Parolen von Gleichberechtigung, Quoten und so fort ein matriarchalisches Reich bestand, das kaum jemand umgehen konnte, der es zu öffentlichem Ansehen bringen wollte. Ferner aber auch, weil jene Geselligkeit ein nostalgisches Gegenbild zu einer Epoche zunehmender Entfremdung und Vereinsamung zeichnet.

Dass das Thema heute aufgegriffen und nicht, wie es so oft geschieht, verschenkt wurde, verdanken wir *Verena von der Heyden-Rynsch.* Sie legt ein Buch vor, in das sie eine immense Recherchierarbeit und viel psychologisches Einfühlvermögen investierte, um einer weiblichen Kultur nachzuforschen; und unternimmt dies erst noch ohne jede feministische Polemik.

Ganz ohne die Prätention, originell zu sein, strukturiert sie ihr Buch im naheliegendsten Duktus, nach Epochen und Hauptorten, forscht den Vorläufern

nach – deren wichtigste Stationen das alte Griechenland, die Troubadours und vorab die italienischen Renaissancehöfe waren –, bevor sie den eigentlichen klassischen Salon vorstellt.

Dieser ist eine französische Kreation des 17. Jahrhunderts, was nicht zu verwundern braucht, gilt doch die Kunst des Gesprächs nirgends so viel wie in Frankreich. Hier wurde schon 1570 eine Vorläuferin der berühmten *Académie française* gegründet, die *Académie du Palais,* wo die Konversation als eine zu erlernende hohe Kunst angesehen und gepflegt wurde.

Der französische Salon bildete einen Kontrapunkt zu den von der Scholastik beherrschten Universitäten einerseits und andererseits vor allem zum absolutistischen Königshof, indem hier ein demokratisches Konzept auch der geistigen Elite des Bürgertums Zugang gewährte.

So wurde denn auch bald Paris, im Gegensatz zu Versailles, zum kulturellen Hauptort Europas.

Ausnahmslos wurden diese Salons von einer hervorragend kultivierten und intelligenten Frau kreiert, einer Dame, die zugleich auch hochbegabt sein musste für die Kunst der Geselligkeit und der – geistreichen, aber auch galanten und auf subtile Art erotischen – Konversation, und die es verstand, die auserlesenen Persönlichkeiten um sich zu scharen.

Der erste Salon fand sich im Hôtel de Rambouillet, wo unter anderen *Malherbe* und der *Kardinal Richelieu* zu den Habitués zählten sowie der grosse *Corneille,* der sich freilich verschnupft zurückzog, als die Lesung seines *«Polyeucte»* keine Gnade fand. Bei den nachfolgenden Salons bildete sich aus der ständigen Verfeinerung des Konversationsspiels die von *Molière* verspottete *préciosité* heraus. Ob diese wirklich, wie die Autorin meint, nur ein «Laster» war; ob es denn eine «Sprachsünde» ist, wenn von einem Herzog gesagt wurde, er sei so mit Schmuck beladen, dass er einem Juwelierladen gleiche –, diese Frage kann man sich allemal stellen. Die Intention, mit Hilfe der Phantasie den Sprachklischees auszuweichen, auch wenn dies zuweilen übers Ziel hinausschoss, ist immerhin ein berechtigter Anspruch eines gepflegten Gesprächs.

Seine Blütezeit erlebte der französische Salon in der Aufklärung. Die bekanntesten Salonières werden vorgestellt: *Madame Lambert,* die sich durch den Einsatz für die Anliegen der Frau auszeichnete; *Madame de Tencin,* die berühmt wurde auch durch eine unterhaltsame Skandalchronik während der Regentschaft Philippe d'Orléans; *Madame Geoffrin,* die einzige Bürgerliche unter den Top-Salonières; *Madame du Deffant,* deren tiefer Skepsis und *mélancolie de l'esprit* die Autorin ein teilnahmsvolles Porträt widmet, verkörpern diese doch die zentrale Gestimmtheit des vorrevolutionären Frankreichs; und endlich ihre rebellische Bastard-Nichte *Mademoiselle de Lespinasse,* die gegen die überspitzt skeptische Geistesschärfe der Tante dem Herzen zu seinem Recht verhelfen wollte und so auch der Musik Eingang gewährte in ihrer einfachen Wohnung.

Die Lektüre dieser Würdigungen mag zuweilen etwas eintönig anmuten, handelt es sich doch oft um die Nuancen ähnlicher Strukturen, Qualitäten und Praktiken, wodurch auch die Sprache nicht ohne Wiederholungen auskommt. Wer sich hier trotzdem ein etwas kühneres und phantasievolleres Vokabular wünschte, kommt auf seine Rechnung im Zusammenhang mit der Romantik. Hier wirkten *Madame de Genlis* und

Madame de Récamier, deren Salon im Herzen des 6. Arrondissements lag und die mit *Chateaubriand* eine der berühmtesten Romanzen der Weltgeschichte lebte.

Den Höhepunkt indessen bildete die geniale *Madame de Staël,* die Geliebte *Benjamin Constants,* die Royalistin, die mehrmals aus Frankreich verbannt wurde und ihren Salon ins Schloss von Copet verlegte, wohin die berühmtesten Kulturträger vorab aus Paris und Berlin pilgerten. Bekannt ist vor allem ihr Buch *«De l'Allemagne»,* die Frucht eines langen Aufenthaltes im Lande Goethes, der meinte *«sie redet wunderbar, aber viel, viel zu viel».* Auch die Berliner Intelligentia kritisierte zuweilen ihre unverforene Leichtigkeit und Unbekümmertheit.

Und hier nun eben, in Berlin, ein weiterer Höhepunkt der kultiviertesten Geselligkeit: im Zentrum die jüdischen Salons, die auch einen Höhepunkt im vorliegenden Buch bilden. Im Gegensatz zu den schon reiferen Damen Frankreichs waren die Salonières hier blutjunge Frauen, rebellische Töchter einer rechtlosen Randgruppe, welchen das Wunder gelang, in ihren Salons die ganze intellektuelle und künstlerische Elite Berlins zu versammeln.

Im Vordergrund agierte das legendäre und exzentrische Dreieck *Henriette Herz, Dorothea Schlegel, Rahel Levin-Varnhagen,* eine Frau, die – ausnahmsweise – hässlich war, als einzige Junggesellin einen Salon kreierte, und zwar den interessantesten und renommiertesten der Zeit. Er bildete einen Freiraum für zeitkritische Diskussionen, über die französische Revolution, über Frauenfragen und so fort. Hier kamen auch adelige Frauen mit «zweifelhaften» Damen in Kontakt, so etwa mit der strahlenden Geliebten des Prinzen Louis-Ferdinand von Preussen, von der Madame de Staël meinte, sie hätte ihren ganzen Ruhm für nur eine einzige von deren Flitterwochen hergegeben.

Denn neben allem, was diese Salonières für Kultur und Geistesleben leisteten – fast ebenso aufschlussreich für die Zeit ist das Anstoss und Empörung provozierende Leben, das die meisten von ihnen führten. In diesem Bereich erweist sich die Autorin als äusserst unterhaltsame, witzige Erzählerin und Darstellerin der Sittengeschichte einer – privilegierten – Gesellschaftsschicht, die an der Schwelle zur Romantik dem Ideal der Gefühlsunbedingtheit fleissig nachlebte.

Den Gipfel der Skandalchronik erreichte *Dorothea Veit,* die ihren Mann und zwei Söhne verliess, um mit *Friedrich Schlegel* eine «wilde» Ehe zu führen und das Modell herzugeben für jene *Lucinde* im gleichnamigen Roman ihres Geliebten: einer Art Brevier der Libertinage, das die Empörung aller tapferen Biedermänner der Zeit provozierte. Bevor die selbe Dame ihre Ehe legitimierte, und schliesslich als Katholikin eine fromme Gottesstreiterin wurde, um nach dem Tod Schlegels im Haus eines ihrer kinderreichen Söhne den Lebensabend zu verbringen; als *«ehrbare Grossmama»* als *«Biedermeier-Oma, die mit der skandalösen Lucinde und der feurigen Geliebten Schlegels nichts mehr zu tun hatte»,* wie von der Heyden-Rynsch spöttisch bemerkt.

Hernach geht sie kurz zu weiteren Stationen über, nach Wien vorab mit dem *«congrès dansant»* und *Fanny von Arnstein,* in deren prunkvollem Salon eine heitere Geselligkeit vorherrschte und neben literarischen Abenden und Konzerten rauschende Hausbälle mit mitternächtlichen Soupers stattfanden. Neben Wien kommt auch St. Petersburg

zur Sprache, wo Damen nach betont französischem Muster mit Schriftstellern und Intellektuellen aller Prägungen gesellige Zirkel gründeten. Stellvertretend genannt sei hier die Fürstin *Simaida Wolkonskaja,* die *Puschkin* die *«Königin der Musen»* nannte.

Spätestens mit dem Ende der Restauration war auch die Blütezeit des Salons vorbei; neue Spielarten entstanden, mehr politisch gefärbte Zusammenkünfte, in deren Zentrum die Salonière alten Stils von den sogenannten Suffragetten, den Frauenrechtlerinnen vieler Schattierungen, abgelöst wurde. Die Autorin geht den verschiedenen Varianten bis zu den Ausläufern im 20. Jahrhundert nach.

Statt hier weiterhin Orte und Namen zu nennen, seien noch ein paar Sätze aus dem *«Nachruf an ein verlorenes Paradies»* erwähnt: *«Der Salon ist ein für* Europa einzigartiger Raum kulturhistorischen Geschehens und sozialer Entgrenzung gewesen. Ausgehend von einem feudalen System hat er die Öffnung zur intellektuellen bürgerlichen Gesellschaft vorweggenommen... In dieser Enklave der grossen Geister und künstlerischen Talente haben die Salonièren etwas Unvergängliches geschaffen, ‹L'art de vivre›... Der Salon verkörperte auf einzigartige Weise die Kultur des nach Aufklärung und Humanität strebenden Europa.»

Was die Autorin hier zusammenfasst, hat sie uns mit ihrem Buch in einem wohltuend unakademischen, unpedantischen Erzählton kompetent vor Augen geführt.

Gerda Zeltner

[1] Verena von der Heyden-Rynsch, Europäische Salons, Artemis & Winkler, München 1992.

Vom Erwachen der Individualität

Zu Peter Grotzers Untersuchung «Die zweite Geburt»[1]

Die breit angelegte Untersuchung von *Peter Grotzer,* dem vor einigen Monaten verstorbenen Dozenten am komparatistischen Seminar der Universität Zürich, über *«Figuren des Jugendlichen in der Literatur des 20. Jahrhunderts»* dürfte auf ein grosses spontanes Interesse stossen, und zwar unter den verschiedensten Aspekten. Denn die gesellschaftlichen Veränderungen mit ihrem Wertewandel und dem Autoritätszerfall haben für die Entwicklung des jungen Menschen neue Spielräume geschaffen, damit aber auch Räume noch unbekannter Möglichkeiten und Gefährdungen. Nicht nur der pädagogischen, psychologischen und soziologischen Studien über diesen Sachverhalt sind Legion, es gibt auch eine Fülle literarischer Darstellungen, zwar nicht mehr im Sinne des traditionellen Entwicklungs- und Bildungsromans, der nach dem klassischen Schema: Paradies der Kindheit – Suche nach der Identität – Einordnung in eine sinnvolle Gemeinschaft abläuft, sondern als Zeugnisse individuellen Werdens in den Spannungsfeldern der eigenen Psyche und

der gesellschaftlichen Umwelt. Zwischen Autobiographie und Fiktion gibt es dabei die verschiedensten Spielarten.

Peter Grotzer richtet seine Aufmerksamkeit auf jenen *«Moment»* in der Entwicklung des jungen Menschen, den er *«die zweite Geburt»* nennt, einen Prozess der Welt-er-fahr-ung, welcher den Austritt aus der Kindheit und die *«Fahrt»* in die Erwachsenenwelt bedeutet, gemeinhin als Adoleszenz bezeichnet. Er stellt dabei Texte aus dem deutschen, dem französischen und dem angelsächsischen Kulturbereich nebeneinander, beschränkt sich aber auf die literarischen Aspekte und will auf eine Synthese ausdrücklich verzichten: für den Leser dieser Studie leider ein verwirrliches und unbefriedigendes Verfahren, nimmt er doch eine komparatistische Untersuchung in der Erwartung in die Hand, von ihr vergleichende Aufschlüsse in bezug auf den schicksalhaften Prozess der Individuation zu erhalten. Das zu leisten, ist aber nun Peter Grotzers Absicht nicht. Und so stellt sich denn das breit angelegte Werk, welches einen ausführlichen Forschungsbericht und eine gegen 500 Titel umfassende Bibliographie miteinschliesst, als ein Steinbruch dar, in welchem viel halbwegs bearbeitetes Material liegt, welches dem komparatistischen Forscher ohne Zweifel für weiterführende Studien dienlich sein kann, den wenig fachkundigen Leser aber eher ratlos lässt.

*

Als Einstieg dient dem Verfasser eine Interpretation des Gedichtes *«Le Bateau ivre»*, das *Arthur Rimbaud* im Alter von knapp 17 Jahren geschrieben hat und das einen unmittelbaren Eindruck seines jugendlichen Welterlebens vermittelt: die Loslösung von Abhängigkeiten, eine rauschhafte Erfahrung von Freiheit, eine verzweifelte Selbstentfremdung und das Einmünden in den Verzicht. *«Im Gedicht vom trunkenen Schiff»*, sagt Grotzer, *«regt eine neue Welterfahrung die Imagination zu ästhetischer Aktivität an, d. h. sie legt im aufbrechenden Ich des Gedichts die künstlerische Vision frei.»*

In ähnlichem Sinn wird der Aufbruch in die Welt künstlerischen Schaffens in *«A Portrait of the Artist as a Young Man»* von *James Joyce* ver-standen. Doch erleben wir diesen Prozess hier nicht als Vision, sondern als Entwicklung, welche von einer Daseinsstufe zur nächsten führt: von der Kindheit über die Rebellion gegen Familie, Schule und Politik bis zur Emigration aus der Heimat und zum Entschluss, Künstler zu werden. Der Weg führt Dedalus über religiöse Zweifel, geschlechtliche Erfahrung und Sündenbewusstsein zur Befreiung in skeptischem Selbstgefühl. *«The soul is born»* heisst es an einer Stelle; dieser Ausdruck hat Grotzer die Anregung zum Titel seiner Untersuchung gegeben.

Wieder anders stellt sich das Erwachen zum selbstbewussten Ich bei *Robert Musil* in *«Die Verwirrungen des Zöglings Törless»* dar. Die Individuation geschieht hier im Internat, abgeschottet von den *«verderblichen Einflüssen einer Grossstadt»*, doch im Spannungsfeld der im hellen Licht des Verstandes geschauten Realität und dem dunklen Innern seiner Gefühle und Neigungen. *«Das Problem ist hier nicht die Revolte, sondern die Suche nach dem Bewusstsein eines Ganzen, als welches der Mensch nicht nur existiert, sondern auch etwas ‹bedeutet›.»* Törless erfährt sein Dasein unter entgegengesetzten Aspekten und wird sich dessen bewusst, dass sich Verstandeswelt und Seelenwelt nicht verbinden lassen. Die *«Verwirrungen»* münden in das Wissen um diese seine

differenzierte Seinsstruktur, typisch für den österreichischen Dichter und an Hofmannsthal erinnernd.

Im Vergleich zu *«Törless»* nimmt sich *Hermann Hesses «Unterm Rad»* als eher simples Beispiel der zu Beginn unseres Jahrhunderts in Mode gekommenen Schul- und Schülerromane aus, in denen empfindsame und phantasiebegabte Jugendliche unter dem Druck der Institution und ihrer Repräsentanten zusammenbrechen. Was dort aber als Verwirrung bezeichnet wird und in ein ironisches Verhältnis zum Leben mündet, endet hier tragisch. Der überforderte Hans Giebenrath gibt sich den Tod. Hesses Roman ist – was Grotzer meines Erachtens aber zu wenig herausarbeitet – ganz dem romantischen Vorbild verpflichtet, wo die Kindheit als das verlorene Paradies und die Erwachsenenwelt als Fremde erscheint. Ein Zurück in den bergenden Schoss der *«Natur»* ist am radikalsten möglich im Tod. Der Hinweis auf die Romantik mag auch deutlich machen, wie wenig sich dieses Werk von einer literarischen Tradition abhebt, die bereits in *«Tristan und Isolde»* ihren Ausdruck gefunden hat, ebenso wie *«Parzival»* als Vorbild des Entwicklungsromans gelten darf: beide Ausdruck von Urerfahrungen und in diesem Sinn nicht typisch für den Jugendlichen des 20. Jahrhunderts. Erstaunlich ist eher, wie sehr sich in literarischen Gestaltungen von Entwicklungsprozessen im 20. Jahrhundert diese Urerfahrungen wiederholen. Dass dabei die geschlechtliche Entwicklung eine besondere Rolle spielt, weist Grotzer in seiner Interpretation von *Hesses «Demian»* nach. Mit *«Demian»*, sagt er in nicht ganz transparenter Formulierung, *«gelangen wir in eine Zone, welche den Jugendlichen als einen besonderen Exponenten eines viel allgemeineren Problems erscheinen lässt, ein Problem, das vielleicht ein Spezifikum des christlichen Abendlandes ist: die Rückkehr zum ursprünglichen Zustand der Natur, wobei weder eine eigentliche Rückkehr noch die Natur der Naturschützer gemeint ist, sondern der Weg zum Eigentlichen, zum Selbst.»*

Ironisches Gegenüber solcher typisch deutschen Selbsterfahrung ist *Jean Paul Sartres* Parodie auf den bürgerlichen Entwicklungsroman *«L'Enfance d'un chef»*. Lucien Fleurier findet in seinen Selbstzweifeln schliesslich Halt am Vorbild seines Vaters und lässt sich mangels eigener Kraft in die Rolle hineinführen, welche ihm in dieser Gesellschaft zugedacht ist. Sartres Darstellung seiner eigenen Jugend in *«Les Mots»* deckt die Ironie in *«L'Enfance d'un chef»* unerbittlich auf. Ihn führt der Weg über die Erfahrung des *«grundlosen In-die-Welt-Geworfenseins»* zu einer *«offenen Existenz, in der erst freie Entscheidungen möglich werden und in welcher der Mensch nicht von der Vergangenheit bestimmt und gestossen, sondern der (selbstgewählten) Zukunft angezogen wird»*. Das Schreiben als *«existentielle Reflexion»* wird ihm zur *«eigenen Sinnstiftung und zur Identitätssuche»*.

Von den bereits erwähnten Adoleszenzromanen wesentlich verschieden hinsichtlich der Entstehungsbedingungen und des literarischen Hintergrundes sieht Grotzer das Werk *Jerome David Salingers «The Catcher in the Rye»*. Er betitelt diesen Abschnitt seiner Studie *«Auf der Suche nach dem verlorenen Paradies»*. Der Protagonist Holden Caulfield bietet zwar in Sprache und Gestus das Bild eines selbstbewussten modernen Jugendlichen, ist aber innerlich unsicher, weiss die erwachende Freiheit nicht in tragfähige Bindungen umzusetzen und bleibt in seiner halb-

bewussten hilflosen Individualität stekken.

In *Ulrich Plenzdorfs «Die neuen Leiden des jungen W.»* sind die Analogien mit Salingers Buch unverkennbar: Grossstadtmilieu, ein Jugendlicher, der sich in seiner verwirrenden Umwelt zu finden sucht, indem er diese radikal in Frage stellt, und im selben umgangssprachlich saloppen Sprechstil, welcher der Jeansgeneration eigen ist. Der Bewusstwerdungsprozess wird durch die Rückblende auf *Goethes «Die Leiden des jungen Werthers»* profiliert und in der rücksichtslosen Subjektivierung auch der Konflikt mit der sozialistischen Ordnung der DDR in Kauf genommen. Grotzer sieht Edgar Wibeau näher bei Holden Caulfield als bei Werther. Er sagt: *«Bei beiden ‹Helden› geht es beim erwachenden Bewusstsein um die Einsicht oder vielleicht eher um die Meinung, die gesellschaftlichen Verhältnisse ihrer Umgebung verweigerten ihnen die Selbstverwirklichung.»*

Ebenso wie bei Plenzdorf mündet *«die zweite Geburt»* bei *Georges Bernanos* in seiner *«Nouvelle Histoire de Mouchette»* in den Tod, allerdings in sehr unterschiedlichem Sinn. Das ganz in den dunklen Gründen der Natur wurzelnde, tierhafte junge Mädchen geht, nachdem es sich dem Begehren des Epileptikers Arsène geopfert hat, im reinen Wasser des Waldweihers unter: ein mystisches Geschehen, dessen religiöser Dimension Grotzers Deutung nicht gerecht wird, wenn er sagt: *«Die ‹Nouvelle Histoire de Mouchette› (erweist sich) als bedeutungsträchtiges Werk, das die Rolle einer Jugendlichen im Werk von Georges Bernanos exemplarisch zum Ausdruck bringt. Entscheidend für dieses Schicksal sind der soziale Hintergrund..., die Sprachlosigkeit der Protagonistin, die Ausweglosigkeit ihrer Revolte und die durch die Erziehung und die Kirche besondere, ja sich oft fatal auswirkende Auffassung von der Sexualität.»*

Die Reihe der Interpretationen schliesst mit *Joseph Roth, «Der blinde Spiegel»*, der Geschichte des Mädchens Fini, das aus einem engen Haus und einem Zimmer mit einem blinden Spiegel in seine kleine Existenz hineinwächst. *«Die zweite Geburt»* meint hier die von Träumen begleitete geschlechtliche Reifung, welche schliesslich in eine grosse Ernüchterung mündet: *«Nicht mehr drohte ihr der Tod, gestorben war sie und lebte.»*

*

Wer sich die Mühe nimmt, den einen oder andern der hier behandelten Texte zu lesen oder wiederzulesen, und feststellen muss, dass keine der bezüglich Methodik und sprachlicher Qualität recht unterschiedlichen Interpretationen ein völlig überzeugendes Bild der betreffenden dichterischen Welt und der spezifischen Entwicklungsproblematik ihres Protagonisten zu geben vermag, wundert sich nicht über das sehr bescheidene Resultat der zusammenfassenden Ausführungen im Kapitel *«Rückblick und Ausschau»*. Der Pädagoge wird wohl ebenso enttäuscht sein wie der Psychologe oder der Soziologe. Man nimmt die Erklärung Grotzers: *«Es schiene mir fragwürdig, im Sinne einer Synthese die einzelnen evozierten Schicksale hier nebeneinanderzustellen und Punkt für Punkt zu vergleichen»*, als nicht ganz verzeihliche Rechtfertigung zur Kenntnis. Es stellt sich die Frage, ob sich der komparatistische Ansatz mit der literarischen Interpretation, jedenfalls so, wie Grotzer den Begriff «literarisch» zu verstehen scheint, überhaupt verträgt, ob nicht die komparatistische Studie nur unter übergeordneten aus-

serliterarischen Gesichtspunkten, aber freilich basierend auf überzeugenden Werkdeutungen, sinnvoll ist.

Grotzers Stärke liegt offensichtlich im Ausbreiten eines reichen Materials, welches dem Forscher als Grundlage für seine weiterführenden Studien dienen kann. Er lenkt denn auch in seinem *«Rückblick und Ausschau»* die Aufmerksamkeit auf weitere wichtige Werke, etwa *Simone de Beauvoirs «Mémoires d'une jeune fille rangée* und *Christa Wolfs «Kindheitsmuster»*, was den Eindruck, es seien hier vorwiegend männliche Autoren zum Zuge gekommen, etwas mildert. Den eigentlichen Schwerpunkt der Untersuchung und eine ausserordentliche Leistung sehe ich im *«Bericht zur Forschungslage»* im zweiten Band der Untersuchung. Dieser gibt einen sehr interessanten Überblick über die Fachliteratur zum Thema der Individuation, zu komparatistischen Studien ebenso wie zu einzelphilologisch ausgerichteten Beiträgen aus allen drei berücksichtigten Sprachbereichen.

Albert Hauser

[1] Peter Grotzer, Die zweite Geburt. Figuren des Jugendlichen in der Literatur des 20. Jahrhunderts. 2 Bände. Ammann-Verlag, Zürich 1991.

Kantonsparlamente der Schweiz

Rund 520 gewählte Volksvertretungen gibt es in der Schweiz. Einzig der National- und Ständerat ist einem breiteren Publikum vertraut, während die übrigen gesamtschweizerisch kaum zur Kenntnis genommen werden. Dies erstaunt insofern wenig, als dass der Grossteil in den Gemeinden – und hier vor allem in der Westschweiz und im Tessin – zu finden ist und sich zumeist mit lokalen Problemen befasst. Aber auch die 26 Kantonsparlamente sind ausserhalb ihres Wirkungsgebiets nahezu unbekannt. Dem schafft nun erstmals ein umfassendes Übersichtswerk Remedur. Als Herausgeber und Mitautor dieser 464 Seiten starken und mit einem synoptischen Tabellenband versehenen Publikation zeichnet *Paul Stadlin*, selbst langjähriger und erfahrener Parlamentarier[1].

Es gehört zu den Charakteristiken eines föderalistischen Systems wie der Schweiz, dass zwischen den einzelnen Gliedstaaten beachtliche Unterschiede bestehen. Immer wieder erstaunlich ist jedoch, wie wenig Wissen über die Verschiedenheiten der einzelnen Kantone vorhanden ist, und dass vielfach kaum die Verhältnisse in den Nachbarkantonen bekannt sind. Ein Blick über die (oft zu engen) Grenzen erweitert nicht nur den Horizont, sondern zeigt, dass auch andere Wege und Lösungen zum Ziel führen, und gibt Ideen für Optimierungs- und Reformvorlagen. Gerade in dieser Hinsicht ist der vorliegende Band mit seinen umfassenden Darstellungen der Verhältnisse in den 26 Kantonen besonders verdienstvoll und wegweisend, auch wenn sich der eine oder andere Leser noch etwas mehr Quervergleiche und vor allem eine kritischere Würdigung der Vor- und Nachteile der unterschiedlichen parlamentarischen Organisationsformen gewünscht hätte.

Das ausgesprochen informative Werk richtet sich dabei an eine breite Leserschaft. Ein staatsrechtlich interessiertes Publikum erfährt nebst der genauen Sitzstärke der einzelnen Parteien in den Kantonen beispielsweise, dass mit Ausnahme beider Appenzell und Graubündens sämtliche Parlamente nach dem Proporzverfahren bestellt werden, dass die Amtsdauer zwischen zwölf Monaten (Appenzell-Innerhoden) und fünf Jahren (Freiburg) variiert und dass in den meisten Kantonen der Westschweiz (Freiburg, Genf, Waadt und Neuenburg) ein Quorum für den Einzug ins Parlament besteht. Die eher sozial- und zeitgeschichtlich Interessierten finden im synoptischen Anhang interessante bis amüsante Angaben über Kleidervorschriften, Vortragsweise und Verhandlungssprache: ob sitzend in dunklem Anzug in Mundart oder stehend in ausgefransten Jeans auf hochdeutsch, nichts ist zu ausgefallen, um nicht ein Stück gelebte politische Kultur zu sein.

Nach einem Vorwort von alt Bundesrat *Hans Hürlimann* und einer Einleitung des Herausgebers ist das Buch gegliedert in einen vergleichenden und einen die 26 Selbstporträts der kantonalen Parlamente umfassenden Teil. Dazu kommt ein separater Anhang mit 20 Tabellen, gespickt mit Informationen. Die Liste der Autoren, die hier aus Platzgründen nicht alle aufgezählt werden, zeigt, dass ausschliesslich versierte Namen aus Theorie und Praxis zum Wort kommen.

Der Herausgeber selbst äussert sich in mehreren Beiträgen über Rededauer und -gewohnheiten, Verfahrensregeln sowie über Sitz- und Geschäftsordnungen in den verschiedenen Legislativen. Ein weiterer Abschnitt ist der parlamentarischen Immunität gewidmet, welche sich je nachdem nur auf Äusserungen im Parlament oder ganz allgemein auf Schutz vor polizeilicher Verfolgung erstrecken kann. Erheiternd schliesslich die Sammlung von Redeblüten, mit denen einzelne Parlamentarier wissentlich oder aus Versehen die Sessionen aufzulockern pflegen.

Einem Beitrag von alt Landratspräsidentin *Ursula Herren-Luther* ist zu entnehmen, dass es den Frauen trotz Untervertretung gelingt, die politische Männerwelt zum Umdenken zu bewegen. Ständerat *Markus Kündig* widmet sich der Vertretung von Wirtschafts- und Sozialinteressen in den kantonalen Parlamenten und erstaunt sich, das *«die Interessenvertreter der Wirtschaft als Ausüber einer ‹Machtposition› an den Pranger gestellt werden, während Gewerkschaftsvertreter oder Konsumentenvertreter zum vornherein, nach Meinung der Medien, die ‹gerechte Seite› aufzeigen».* Der Aufsatz von *Christian Moser,* ehemaliger Mitarbeiter am Forschungszentrum für politische Wissenschaften der Universität Bern, geht den neuen politischen Gruppierungen in den Parlamenten nach. Seit den sechziger Jahren haben mit der nationalistischen Rechten, der neuen Linken, den grünen Gruppierungen und der Autopartei vier neue politische Tendenzen Einsitz in die kantonalen Parlamente gewonnen, und – wenn auch mit unterschiedlichem Erfolg – für eine Belebung der politischen Auseinandersetzungen gesorgt.

Dass kein natürliches Spannungsverhältnis zwischen Parlament und Regierung bestehen muss, geht aus dem Beitrag von Stände- und Regierungsrat *Andreas Iten* hervor, der sich auf Konkordanz und Kollegialität sowie die gemeinsame Aufgabe zur Staatsführung beruft. Ständerätin *Monika Weber,* in ihrem Vergleich der kantonalen Parlamente zum Bundesparlament, macht geltend,

dass erstere gegenüber den Exekutiven schwächer gestellt sind, da diese in den Kantonen direkt vom Volk gewählt werden und damit gegenüber der Legislative über eine grössere Unabhängigkeit verfügen.

Die Aufgaben und Möglichkeiten einer parlamentarischen Verwaltungskontrolle wird von *Philippe Mastronardi* ausgeleuchtet, während sich der Beitrag von *Wolf Linder* unter Mitwirkung von *Diego Hättenschwiler* mit den kantonalen Parlamentsreformen in der Zeit 1973–1988 befasst und zu einem eher ernüchternden Schluss kommt: *«Es überwiegen kleine, technische, oft zaghafte Einzelmassnahmen, deren Zweck vielfach wenig klar wird.»*

Drei Beiträge widmen sich dem Verhältnis zwischen den Parlamenten und den Medien. *«Vaterland»*-Redaktor *Martin Merki* umreisst die Bedeutung der Berichterstattung aus dem Parlament und das spezielle Verhältnis zwischen Journalisten und Politikern. *Françoise Buffat,* Redaktorin des *«Journal de Genève»* betrachtet den *«Grand Conseil genevois»* aus der Sicht der Presse und Programmdirektor Radio DRS *Andreas Blum* geht den Funktionen und dem Auftrag der Medien sowie ihren Möglichkeiten und Grenzen nach.

Alt Bundesrat *Georges-André Chevallaz* zeichnet in knappen Worten die Entwicklung der Parlamente in einer Rückblende und *Thomas Fleiner-Gerster* unterstreicht in seinem Beitrag die Bedeutung der kantonalen Parlamente für die Herausbildung des Schweizer Föderalismus. Einen sehr positiven Blick von ausserhalb der Schweiz auf die Kantonsparlamente wirft schliesslich *Christian von Weizäcker,* welcher der (Finanz-) Autonomie der Kantone und dem Milizcharakter der Parlamente in Hinsicht auf die europäische Einigung einen wegweisenden Modellcharakter attestiert.

In den *26 Kantonsporträts* kommen aktive oder ehemalige Parlamentarier, Staats- oder Landschreiber, aber auch etwa der Ratssekretär oder der Staatsarchivar zu Wort. Die Beiträge tragen ganz persönliche Noten und verdeutlichen noch einmal die ungeheure kulturelle Vielfalt. In den zweisprachigen Kantonen wurde zudem Wert darauf gelegt, beide Sprachgruppen zu berücksichtigen. So erfährt man beispielsweise von alt Vizekanzler *André Ory,* wie in Bern mit der Schriftsprache, der Mundart und dem Französischen umgegangen wird oder von alt Kantonsratspräsident *Peter Wegelin*, welche Bedeutung einem Parlament im Landsgemeindekanton Appenzell Ausserrhoden zukommt.

Das sorgfältig gemachte und reichlich bebilderte Werk bring mit Sicherheit Ordnung in das Labyrinth der föderalistischen Vielfalt der Schweiz und schliesst eine wichtige Lücke in der staatsbürgerlichen Literatur. Es bleibt zu wünschen, dass es darüber hinaus auch Anstoss gibt, sich weiteren föderalistischen Eigenheiten (so z. B. dem Vergleich der direktdemokratischen Partizipationsmöglichkeiten und der Rolle der Gemeinden in den Kantonen) ähnlich akribisch und umfassend zu nähern.

Andreas Ladner

[1] Paul Stadlin (Hrsg.), Die Parlamente der schweizerischen Kantone. Textband mit 464 Seiten und 380 farbigen Abbildungen, Tabellenband mit 20 synoptischen Tabellen über Organisation und Verfahren. Verlag Kalt-Zehnder, Zug 1990.

Strafrecht als zweischneidiges Schwert

Zu Jean-Claude Wolfs «Vorbeugen oder Strafen»

Jean-Claude Wolf ist ein jüngerer (*1953) Schweizer Philosoph mit einem sehr beachtlichen Publikationsausweis: nebst unzähligen Artikeln und der sich mit dem Oxforder Moralphilosophen Richard Hare auseinandersetzenden Dissertation (*«Sprachphilosophie und Ethik»*, Bern 1983) hat er innert kurzer Zeit ein Buch über *«Tierethik»* (Fribourg 1992) sowie im Alber Verlag zwei Monographien veröffentlicht: *«John Stuarts Mills ‹Utilitarismus›: ein kritischer Kommentar»* sowie *«Verhütung oder Vergeltung. Einführung in ethische Straftheorien»*[1]. Kürzlich ist er als Nachfolger von *Otfried Höffe* auf den Lehrstuhl für Ethik und Politische Philosophie der Universität Fribourg berufen worden.

Strafe

Mit klarer, auf internationalem Niveau dokumentierter und mit analytischem Scharfsinn ausgestatteter Argumentation leistet Wolf für die liberale Theorie, die er nicht als Parteiprogramm, sondern als gewichtigste politische Theorie der Neuzeit gut kennt, die nicht unbedeutende Aufgabe einer Rechtfertigung staatlichen Strafens, wobei er für die Beschränkung des Staates auf die strafrechtliche Durchsetzung einer Minimalmoral plädiert, die *«sich im Wesentlichen auf das Prinzip der Verhütung der Schädigung nicht-zustimmender Personen»* stützt (S. 11). Dieses Prinzip sowie die *«spezielle Sensibilität für die* [gerade sich in der Strafe artikulierende, D.B.] *Machtkonzentration des Staates und dessen rechtsstaatliche Zähmung* [als] *Ingrediens des Liberalismus»* (S. 14) führt Wolf auf *J. S. Mill* zurück. *«Strafe»* will Wolf, moralisch neutral, als diejenigen Übel verstanden haben, welche einem Gesetzesbrecher von einer menschlichen, von der Rechtsordnung autorisierten Instanz absichtlich als Übel für eine Gesetzesverletzung zugefügt werden (Kap. 1).

Schon auf dieser präliminären Ebene wendet er sich gegen den Einbezug einer zum Teil in Gerichtsverfahren, vor allem aber auch in der medialen Aufbereitung auftauchenden moralisch-expressiven Dimension in die Verbaldefinition der Strafe (S. 25). Überhaupt sollte man von einer Vermischung von Erklärungstheorien einerseits und Rechtfertigungstheorien der Strafe andererseits auf der Hut sein, so intuitiv oder gar empirisch plausibel erstere auch sein mögen, etwa, dass Strafen den sozialen Zusammenhalt der ehrenwerten Leute aufrechterhält (so im Funktionalismus von *Durkheim*); auch ist es gefährlich, Gemeinschaftsutopien via Gesetz und Strafrecht (wieder)herstellen zu wollen (so der Gesetzesmoralismus von *Devlin*). Als möglichst, aber auch nicht gänzlich neutrale Basis für die Rechtfertigung der Durchsetzung von Strafe sieht Wolf in einer pluralistischen Gesellschaft die erwähnte Minimalmoral. Sie wird hier um Vorstellungen über «das gute Leben» sowie um neutrale Kategorien, wie «Hilfeleistung in Notfällen», Vertragstreue und gewisse Kooperationspflichten ergänzt (Kap. 2).

Utilitarismus versus Retributivismus

Die straftheoretische Diskussion ist heute dominiert durch die Alternativen Verhütung gegenüber Vergeltung resp. utilitaristischer gegenüber retributiver Straftheorie; dieser Alternative gilt denn auch der Hauptteil des Buches, und sie wird folgerichtig auch in dessen Titelgebung berücksichtigt. *Bentham* hat erstere klassisch formuliert: Prävention von Übeln kann die einzige rationale Basis für staatliches Strafen sein, und dies leistet es vor allem durch die (prospektive) Wirkung auf Dritte (Generalprävention); eine konkrete Strafe ist *per se* ein Übel, und es gilt nur, das Übel der konkreten Strafe gegen *«alle künftigen Folgen der Unterlassung der Strafe für die von der Entscheidung Betroffenen»* (S. 42) abzuwägen, wobei nur ein Nettovorteil von Strafen als Rechtfertigung akzeptiert wird (Kap. 4)[2]. Heilsam sind an dieser zum Teil bewusst provokativen Theorie resp. Formulierung zwei Dinge: erstens sind möglichst breite empirische Befunde zur Strafwirkung unabdingbar; zweitens werden allzu leicht benützte Appelle an Intuitionen, etwa an das sog. *«Gerechtigkeitsempfinden»* in Frage gestellt, wenn nicht gar kompromittiert[3].

Die sog. Retributivisten rücken das in den Mittelpunkt der moralischen Rechtfertigung, was Bentham so peinlich-polemisch ausspart: die *verdiente* Strafe als Vergeltung einer bösen Handlung. Retributivisten beanspruchen eine Dimension der Strafgerechtigkeit und warnen vor der utilitaristischen Gefahr einer Sozialtechnologie der Abschreckung resp. Besserung (S. 51), vielleicht sogar ohne (genügende) Berücksichtigung der handlungstheoretischen und -konkreten (Rechtfertigungs- und Entschuldigungsgründe) Voraussetzungen eines Vergehens mit der Konsequenz einer Gleichsetzung von Geisteskranken und Normalen, ja gar potentiell Unschuldigen (Kap. 5). Als ein auf den ersten Blick attraktiver, von Wolf aber doch skeptisch beurteilter[4] erster Syntheseversuch erscheint *«der nicht-klassische Retributivismus»* (Kap. 6 der Ausdruck stammt von Wolf; Hauptvertreter ist *J. D. Mabbott*): dieser verknüpft Strafe nicht mit moralischer, sondern mit rechtlicher Schuld – bewahrt also modifiziert einen Kern des Vergeltungs- oder Wiedergutmachungsgedankens –, erkennt aber bei der Strafzumessung Argumente der sozialen Schädigung an; Mabbott glaubt damit, in etwa auch das Empfinden des Durchschnittstäters wiederzugeben (S. 63).

Zwei Metaphern für Strafen werden in der Folge diskutiert: Wiederherstellung einer Balance (Kap. 6) sowie Rückzahlung einer Schuld (Kap. 7), doch keiner von beiden gelingt eine wirkliche Fundierung des Retributivismus – dies, obwohl Fairness einerseits oder vor allem ein Verständnis der Strafe weder als Selbstzweck (klassischer Retributivismus) resp. Mittel zum Zweck (Utilitarismus), sondern als Reue-Aufforderung, als konstitutiver *«Bestandteil einer moralischen Reform innerhalb der Grenzen des Respekts vor der Autonomie des zu Bestrafenden»* (S. 85 f.) durchaus plausible Anmutungsqualität haben und von Philosophen wie von Strafvollzugspraktikern vertreten werden. Wolf streift hier auch die ökonomische Theorie der Strafe(-gerechtigkeit), ohne sie allerdings über einige intuitive Anspielungen hinaus zu vertiefen[5].

Die strafethischen Vorzüge des Liberalismus

Wie schon eingangs bemerkt, liegt ein wesentliches Verdienst von Wolfs Buch

in der eloquenten Verteidigung einer liberalen Strafkonzeption (Kap. 8), und dies gegen drei Gegenthesen: a) die konservative, die dem Liberalismus Staatsfeindlichkeit und Entzauberung staatlicher Macht vorwirft und ihn für den Autoritätsschwund verantwortlich macht; b) die sozialistische, welche die liberalen Prämissen als illusionär kritisiert, weil er *de facto* für alle gleiche Chancen, Handlungen zu kalkulieren, und Gleichheit in der Unterwerfung unter das Gesetz postuliert, letzlich aber «Klassenjustiz» betreibt; schliesslich c) die epistemologische, die dem Liberalismus wegen seiner Skepsis bezüglich Werterkenntnis unterstellt, von einem defizitären Menschenbild auszugehen und nur auf (die ziemlich wertneutrale) Schädigungsverhütung aus zu sein.

Inspiriert vom monumentalen Werk *Joel Feinbergs*[6] zeigt Wolf, dass der Liberalismus auch angesichts zivilisatorischer Exzesse (z. B. Gladiatorenkämpfe mit tödlichem Ausgang) *«nicht zur straf-philosophischen Impotenz verurteilt»* ist (S. 120): relativ leicht und theoretisch elegant kann auch ein Störungs- bzw. Ärgernisprinzip als Basis für strafrechtliche Sanktionen eingebaut werden. Es liegt allerdings im Charakter des Liberalismus – und im Gegensatz zu gesetzesmoralistischen Tendenzen –, dieses zurückhaltend anzuwenden. Liberalismus ist nicht *eo ipso* Verteidigung anstössiger Praktiken, nur weil er sich gegen eine missbräuchliche und ineffiziente Instrumentalisierung des Strafrechts zu moralischen Zwecken wendet. *«Der Vorsprung des Liberalismus in bezug auf das Strafrecht liegt in der Einsicht, dass das Strafrecht ein zweischneidiges Schwert ist und selbst im Rechtsstaat nur als eine* ultima ratio, *aber nicht als alltägliches Instrument zur Stabilisierung oder Reform der Gesellschaft oder zur Durchsetzung von spezifischen Idealen in Aktion treten darf. An die staatsethische Überlegenheit des Liberalismus – verstanden als Theorie der moralischen Grenzen des Strafrechts – ist immer dann zu erinnern, wenn der Ruf nach Schaffung eines neuen Straftatbestandes oder gar nach der Todesstrafe laut wird.»* (S. 129) Einer differenzierten, letztlich aber auch und in Erinnerung des Liberalismus deutlich ablehnenden Diskussion letzterer, der Todesstrafe, sind denn auch die beiden letzten Kapitel gewidmet.

Daniel Brühlmeier

[1] Jean-Claude Wolf, Verhütung oder Vergeltung. Einführung in ethische Straftheorien, Freiburg/München 1992. – [2] Nutzentheorethisch noch besser ist der Fall der perfekt simulierten Strafe (s. Zitat S. 40 f. oder Hinweise S. 87). Bentham konnte offensichtlich noch nicht absehen, welche medialen Manipulationen Ende des 20. Jahrhunderts möglich sein sollten. Zum hier auch im Text kurz angedeuteten «Spannungsfeld Polizei-Justiz-Medien» vgl. das gleichnamige Werk von Beat Brühlmeier (Schriften zur Medienpraxis, Bd. 3, Aarau/Frankfurt a. M. 1989). – [3] In nicht wenigen Bereichen greifen zuweilen auch professionelle Philosophen zu scheinbar auf «verinnerlichte Intuitionen» gegründeten a priori-Überlegungen; für sie gilt, was Russell Hardin im zunehmend diskutierten Bereich der Interessenkonflikte formuliert hat: «Beware of such philosophers» («The Morality of Law and Economics», in: Law and Philosophy, 11 [1992], S. 370 Anm. 58). – Philosophie darf nicht zu blosser Beschreibung degenerieren, sie hat auch Vorurteile aufzudecken und auf normative Prämissen einzugehen – wie dies schon David Hume eloquent und folgenreich vertreten hat. – [5] Fruchtbar wäre hier etwa der Einbezug jenes Summum von Analyse, Klarheit und Ausgewogenheit, den der bereits erwähnte Artikel von Hardin erreicht: Strafe als Institution ist effizient (allerdings im Sinn einer «dynamischen», nicht einer statischen und vulgär monetären Effizienz), weil sie die

absichtliche Schädigung des Opfers *und* die indirekte Schädigung potentieller weiterer Opfer ex ante beim potentiellen Täter *internalisiert* (a.a.O., S. 373) und nicht einfach, wie das Haftpflichtrecht, mehr oder minder in Kauf genommene Schädigungen Dritter kompensieren lässt. Strafrecht und dessen Durchsetzungsorgane sind seit Hobbes in bester Tradition schottischer Aufklärung und ökonomischer Analyse des Rechts (375, «und der liberalen Theorie», möchte man anfügen, D. B.) nicht dazu da, böswillige Menschen ein- und auszugrenzen, sondern am Wohle anderer desinteressierten Frauen und Männern Sicherheit in der Verfolgung ihrer individuellen Projekte und produktiven Pläne zu gewährleisten (377). – [6] The Moral Limits of Criminal Law, 4 Bde., Oxford 1984–88.

Eine neue Führungsgeneration?

In Martigny lebt er und von dort aus reist er in die Welt, beobachtet, beurteilt und berät Führungskräfte in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft: *Gottlieb Guntern.* Er ist Mediziner, genauer Psychiater, und besonders bekannt als Kreativitätsforscher.

Nun legt er uns in einem Buch seine Einsichten und Erfahrungen vor und kommt zum Schluss, dass wir endlich zu einer neuen Führungskultur finden und ablassen sollten von dem seit zu langer Zeit praktizierten Powerplay, das uns in wachsende Gefahr bringt, weil es entscheidende Gesetze der Evolution missachtet. Wir müssen – um es mit Gottlieb Guntern zu sagen – den Weg des Dinosauriers verlassen und uns ausrichten auf das sanfte Spiel der Kräfte des Schmetterlings[1]. Der Dinosaurier erreichte eine im Tierreich einmalige Grösse und Macht; er beherrschte die Jurazeit, um aber am Ende der Kreidezeit von unserem Planeten endgültig zu verschwinden. Er setzte auf Grösse und Macht, passte sich der sich wandelnden Welt nicht an, in der er lebte, er war zu schwerfällig, und ihm fehlte die Fähigkeit der Adaptation.

Ganz anders der fragile Schmetterling, der sich als Meisterstratege des weisen Wachstums erwies und virtuos das Strategiespiel der Evolution gewann. Seine Gattung überdauerte den Dinosaurier um Jahrmillionen und bereichert heute noch unsere bunte Welt. Ein eklatanter Erfolg, der nach Gottlieb Guntern uns ein Denkanstoss sein muss.

Der Autor kritisiert die herrschende Gier nach Masslosigkeit, Macht und Grösse, er bezeichnet sie als arglos, als unbedacht und kurzsichtig. Er beschreibt und begründet uns einlässlich die Falschheit und Gefährlichkeit des heutigen Führungs- und Managementstils, die zur Folge haben, dass unser Planet eine ganze Reihe von Abnutzungserscheinungen zeigt, die im Bereich der Ökologie liegen und als solche hinlänglich bekannt und Folgen der Dinomentalität sind.

Eine Besonderheit dieses Buches ist es, dass der Autor es nicht bei seinen metaphorisch umschriebenen Thesen bleiben lässt, sondern diese aufbaut auf einem sorgfältig ausgearbeiteten, soliden Fundament. Beispielsweise beschreibt er mit viel Liebe und Sach-

kenntnis das Wesen des Schmetterlings, dieses Strategen der weisen Anpassung, oder um ein anders Beispiel herauszugreifen: er erarbeitet – wie könnte er als Psychiater anders – eine Typologie der Leadertypen. Dabei kommt Gottlieb Guntern auf drei Typen, die auf drei verschiedene Arten denken und fühlen und die Welt und ihre Aufgabe wahrnehmen, je nachdem, welche Hirnhemisphäre sie leitet.

Der *Dinotyp* entspricht dem Menschen, der bevorzugt mit der meistens dominanten linken Hirnhemisphäre beobachtet, denkt und urteilt, der rational begründet und die Dinge analytisch und dualistisch betrachtet und beurteilt.

Der *Wolkentyp*, ein Träumer, der schlecht in unsere Leistungsgesellschaft passt, entspricht dem Menschen, der zu einseitig mit der nicht-dominanten, der rechten Hirnhälfte denkt. Er erkennt auf seiner Wolke die Dinge unscharf, ist ein Zaungast der Lebenswirklichkeit und ein Luftschlossbauer, während der *Schmetterlingstyp*, auf den Gottlieb Guntern offensichtlich im Blick auf unser Überleben und unsere Zukunft hofft, sich von beiden Hirnhälften gleichermassen leiten lässt. Er erweist sich als rezeptiv, kreativ gestaltend, beschwingt, optimierend und ethisch verantwortungsbewusst.

Eine weitere Eigenart dieses über 300 Seiten starken Buches liegt darin, dass es sich nicht begnügt mit der knappen und kurzen Postulierung bestimmter Thesen, sondern bei den einzelnen Aussagen verweilt, sie vertieft und einer gründlichen Betrachtung und Erwägung unterzieht. Ich möchte es bezeichnen als tiefschürfendes, ausführliches, fundiertes Lesebuch für Wissensdurstige, wobei seine Lektüre dank des lebendigen, unterhaltsamen Schreibstils leicht fällt.

Offen bleibt, ob Gottlieb Guntern von seinen Adressaten gehört und befolgt wird. Gehört schon, denke ich; ob die Angesprochenen aber ihren Dinowahn im Denken und Handeln aufgeben werden, bleibt abzuwarten. Der Zufall will es, dass eben jetzt die deutsche Ausgabe des neuesten Buches des amerikanischen Ökonomen *John Kenneth Galbraith* in deutscher Sprache erschienen ist. Es trägt den Titel *«Die Herrschaft der Bankrotteure»* und spricht von einem mörderischen Treiben der gesellschaftlichen Hoffnungsträger. Das Buch schliesst mit einem Requiem. Der Autor zweifelt an einer Wende. Vielleicht müssen er und Guntern ihre Hoffnungen auf eine neue Management-Generation setzen.

Adolf Wirz

[1] Gottlieb Guntern, «Im Zeichen des Schmetterlings», Vom Powerplay zum sanften Spiel der Kräfte, Leadership in der Metamorphose, Bern, München, Wien, 1992, Scherz.

Hinweise

Die Roaring Twenties

Eine vergnügliche Lektüre, geschrieben von einem weit herumgekommenen Weltmann und Generalisten, der sowohl über Goethe, Winckelmann und Rilke publiziert hat, aber nie in trockener Gelehrsamkeit, sondern offen und auf-

merksam für das Leben, das zur Literatur gehört. *Wolfgang Leppmann*, der seit vielen Jahren in Amerika lebt, hat jetzt Amerikas wilde Jahre zum Thema einer Darstellung gemacht, in der nicht allein Al Capone und Josephine Baker vorkommen, sondern die wirtschaftliche Entwicklung vom Waffenstillstand nach dem Ersten Weltkrieg bis zum Börsenkrach beschrieben wird. Die Frühzeit des Kinos, Buster Keaton, die Moden, schliesslich die Vermarktung des Helden Charles Lindbergh ergeben zusammen ein buntes, realistisches Bild einer Epoche, die ganz zu Recht des Etikett *«The Roaring Twenties»* trägt *(List Verlag, München/Leipzig 1992).*

Tristan und Isolde

Es gibt von *Dieter Kühn* die grosse *«Trilogie des Mittelalters»*, den *«Parzival»* des Wolfram von Eschenbach, den *«Neidhart aus dem Reuental»* und *«Ich Wolkenstein»*, zugleich Rekonstruktionen der Biographien und Vermittlung der grossen mittelalterlichen Dichtungen, nicht übersetzt im eng gefassten Begriff, sondern übertragen, wiederbelebt auch für diejenigen Leser, die keine Vorkenntnisse mittelalterlicher Dichtung haben. Eigentlich wollte Dieter Kühn damit dieses Kapitel seines Lebenswerks abschliessen. Aber dann ist er, einmal noch, rückfällig geworden. Denn auch das Epos von *«Tristan und Isolde»* von *Gottfried von Strassburg* hat ihn über Jahrzehnte hin beschäftigt. Ein dickleibiger Band ist daraus geworden, und wiederum gibt der Interpret nicht einfach den in neuzeitliches Deutsch übertragenen Text des Romans, sondern nähert sich – in Gestalt eines Raben, der über den Rhein fliegt – der Stadt des Dichters. Aus der Vogelperspektive lernt der Leser das Strassburger Münster kennen. Hat Gottfried von Strassburg einen Abschnitt der Baugeschichte erlebt? Man weiss wenig über seine Biographie. Dieter Kühn beschreibt seine Vaterstadt, beschreibt die Stadtkultur, und dann leitet er über zum Werk selbst, zum grossen Versroman. Dass Gottfried von Strassburg die tragische Mär mit Ironie und selbst einem leicht makaberen Humor ausbreitet, kommt in der sehr freien Übersetzung sehr genau zum Ausdruck. Man lese als Beispiel Kühns Version der Befragung Isoldes durch den Bischof und ihre kluge Antwort. Es ist natürlich berechtigt, wenn Mediaevisten einige Fragezeichen zu dieser oder jener Stelle setzen. Aber die Gesamtwirkung ist stark und die Leistung Kühns auf jeden Fall imponierend *(Insel Verlag, Frankfurt am Main 1991).*

Thomas Manns Tagebücher 1949–1950

Im Juli und August 1949 reiste Thomas Mann nach Frankfurt und nach Weimar, um in jedem der damals jungen deutschen Staaten, dem westlichen und dem östlichen, im Namen Goethes gefeiert zu werden. Von der Gefahr, dass die Amerikaner seinen Vortrag in Frankfurt boykottieren könnten, wenn er ihn auch in Weimar halte, ist zwischen seitenlangen Erörterungen von Nasenblutungen und ihrer Behandlung eigentlich eher beiläufig die Rede. Wer weiss nach so langer Zeit noch davon, wie umstritten der Triumphzug des Meisters durch Ost und West war, und schon gar nicht wussten ausser den direkt Beteiligten etwa auch von den Schwierigkeiten, die man in der DDR selbst mit Thomans Manns Ehrung hatte. Das Weimarer Stadtparlament hatte sich zuerst geweigert, ihm die Ehrenbürgerwürde zu ver-

leihen. Da musste schon Johannes R. Becher persönlich dem Landesvorstand der SED Beine machen. Das alles und weit mehr erfährt man im hervorragend redigierten Apparat. *Inge Jens,* nach dem Tod von Peter de Mendelssohn mit der Herausgabe der Tagebücher betraut, hat gründlich recherchiert und durch ihre Darstellung im Anhang, einem fortlaufenden Kommentar zu den Eintragungen von Tag zu Tag, den zeitgeschichtlichen und personenbezogenen Rahmen zu Thomas Manns Tagebüchern geschaffen. 1949–1950: das ist die Zeit der Kommunistenverfolgung in Amerika durch McCarthy, der Verdächtigungen und Ausgrenzungen der intellektuellen Emigranten und Künstler. Thomas Mann bereitet die Rückkehr nach Europa vor, nicht nach einem der beiden Deutschland allerdings, sondern nach der Schweiz. Eine besonders anrührende Episode, die erotische Leidenschaft des Fünfundsiebzigjährigen für den jungen Hotelpagen Franzel im Sommer 1950, bildet den anderen Schwerpunkt dieses Diariums. Zeit seines Lebens hat Thomas Mann seine Neigung zum männlichen Geschlecht getarnt, literarisch sublimiert, hat «Bürger» und «Künstler» einander gegenübergestellt, die «Normalen» den «Auserwählten» und «Anderen.» Erschütterungen und Leiden blieben ihm nicht erspart; in den Tagebüchern allein konnte er offen sein *(S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1991).*

Thomas Mann in Zürich

Der Verfasser dieser reich dokumentierten und umfassenden Studie, *Thomas Sprecher,* hat Germanistik und Philosophie studiert und war für kurze Zeit Assistent an der Universität Zürich; sein Zweitstudium galt der Jurisprudenz, und heute ist er als Rechtsanwalt tätig. Was aber sein Thema betrifft, so hat er von den ersten Kontakten Thomas Manns mit Zürich – Hochzeitsreise 1905 und Aufenthalt im «Baur au Lac», 1909 Kur in der Bircher-Benner-Klinik, Lesungen im Lesezirkel Hottingen 1914 – bis zur Beerdigung des weltberühmten Dichters auf dem Friedhof von Kilchberg getreulich recherchiert, was den Schriftsteller bewog, in Zürich Exil zu nehmen, dann nach Amerika auszuweichen, dann wieder nach Zürich «heimzukehren.» Wir erfahren alles über die verschiedenen Wohnstätten in Küsnacht, in Erlenbach und in Kilchberg. Thomas Manns Freunde und Bekannte werden kurz charakterisiert und ihre Beziehung zu Mann beschrieben. Wie der Schriftsteller den Tag verbracht hat, wo er einzukaufen pflegte und wohin er ausging: in die Tonhalle, ins Stadttheater, am liebsten wohl ins Schauspielhaus, aber nicht ungern auch ins Corso, hält Thomas Sprecher getreulich fest. Hauptquelle dafür sind natürlich die Tagebücher. Aber in diese Chronik der alltäglichen Ereignisse ist bei Sprecher auch das literarische Werk einbezogen; die Josephs-Romane sind im Zürcher Exil entstanden, hier ist die Zeitschrift «Mass und Wert» gegründet worden, hier hat Thomas Mann mehr als einmal – im Schauspielhaus, in der Universität und in der ETH – in vollendeter Form zu seinen Hörern gesprochen. *«Thomas Mann in Zürich»* – das ist nicht zuletzt eine Untersuchung darüber, was es denn mit dem Gerede von der geistigen Enge der Schweiz, vom «Holzboden» und anderen Klischees auf sich habe. Thomas Mann hat der Stadt Zürich und der Schweiz europäische Offenheit, ja Weltoffenheit attestiert. Und er war wohl befugt, ein solches Urteil zu sprechen. Er

hatte die «Enge» Nazideutschlands und – nach anfänglich freundlicher Aufnahme und komfortabler Existenz in der Neuen Welt – das Amerika McCarthys (im Tagebuch nennt er den Senator einen «Schurken») kennengelernt. Thomas Sprechers Beitrag zur Biographie des grossen Romanciers ist flüssig geschrieben, ein Lesevergnügen und eine zuverlässige Information *(Verlag «Neue Zürcher Zeitung», 1992).*

Homosexualität und Literatur

Anzuzeigen ist hier eine wissenschaftliche Untersuchung, die Arbeit eines Germanisten, der an der Universität Siegen deutsche Sprache und Literatur lehrt. *Wolfgang Popp* weiss sehr wohl, dass sein Thema in der Literaturwissenschaft mit einem Tabu belegt ist, und dies, obgleich die Weltliteratur reich ist an Darstellungen des mann-männlichen Eros. Zwar gibt es Spezialuntersuchungen zu einzelnen berühmten Werken wie dem Gilgamesch-Epos, das zentral von Liebe und Freundschaften zwischen Männern handelt. Wolfgang Popp aber nahm sich vor, eine Art Literaturgeschichte zu schreiben. Er hat Vorgänger, Hans Dietrich Hellbach etwa mit seinem Buch *«Die Freundesliebe in der deutschen Literatur»* oder Hans Mayer mit *«Aussenseiter.»* Popp setzt sich mit diesen Vorgängern und einigen andern im ersten Kapitel seiner Darstellung auseinander und kommt zum Schluss, dass die Literaturgeschichte mit der Thematisierung der Homosexualität noch immer aussteht. Popp selber, in seinem Respekt gebietenden Versuch, diese Lücke zu schliessen, geht nicht chronologisch vor, sondern versucht die einschlägigen Dichtungen und ihre Verfasser zu typisieren. Die Kapitelüberschriften deuten es an: «Aufklärung – literarisch» oder «Männlichkeitsbilder», «Sehnsucht nach der Unschuld» oder «Sex und Gewalt» sind Beispiele dafür. In jedem dieser und der anderen Kapitel vereinigt der Verfasser «Fallstudien», knappe Charakterisierungen bestimmter Erscheinungen. Unter «Humor, Ironie, Satire» finden sich Marcel Proust, Thomas Mann, Joe Orton und Felix Rexhausen vereinigt, unter «Maske und Signal» H. C. Andersen, Stefan George und Franz Kafka. Man sieht, zu Popps Methode gehört es, höchst unterschiedliche Beispiele nebeneinander zu stellen, denen jedoch gemeinsam ist, was er in der Kapitelüberschrift andeutet: Das Bestreben, zugleich zu signalisieren und zu maskieren. Popp schliesst mit einem Kapitel «Aussenansichten», in denen er Fälle der Darstellung homosexueller Figuren durch Autoren aufgreift, die selber nicht homosexuell veranlagt sind, Wilhelm Raabe etwa mit dem Roman «Der Lar», Otto Julius Bierbaum mit «Prinz Kuckuck» und darin dem Schwulen Karl Kraker, Alfred Andersch mit «Winterspelt» und darin dem Verräter Reidel. Die Dargestellten in diesen Werken sind, wie man feststellen muss, lauter «Bösewichte». Auch Christa Wolf lässt in «Kassandra» einen solchen auftreten. Alles in allem bietet das Buch von Wolfgang Popp sehr viel Information, auch eine reiche Auswahl an weiterführender wissenschaftlicher Literatur. Vielleicht müsste die Literaturgeschichte der Homosexualität eingebettet sein in eine Kultur- und Sittengeschichte. Der vorliegende Versuch hält dazu wichtige Vorarbeiten und Einsichten bereit *(Verlag J. B. Metzler, Stuttgart 1992).*